



## Dragoner Spöring im Kriege gegen die Dänen

Eine geschichtliche Darstellung nach der Feldpost eines Hannoveraners.

Von Dr. Erich Uelmann.

Der historische Kampf Deutschlands und Dänemarks um Schleswig-Holstein führte in den Jahren 1848 und 1849 zu einem offenen Kriege. Es handelte sich damals darum, ob Schleswig dem deutschen Bunde oder Dänemark einverleibt werden sollte. Bei Ausbruch der Revolution im Jahre 1848 protestierte die gesamte Bevölkerung gegen die dänischen Annexionsgelüste. Um der Gewaltpolitik der Dänen wirksam entgegenzutreten zu können, wandte sich die „einstweilige Regierung“ Schlesiens nach Berlin um Hilfe, die auch gewährt wurde. Der deutsche Bundestag erkannte die provisorische Regierung der Herzogtümer an und forderte Preußen auf, für Schlesiens Eintritt in den deutschen Bund zu wirken.

Ehe es zu Feindseligkeiten kam, hatten die Dänen die schleswig-holsteinischen Truppen überfallen und zum Rückzug auf die Eiderlinie gezwungen. Schleswig hielten sie besetzt. Zur Ausübung des Bundesbefehls wurde den Preußen das 10. Bundeskorps, das aus Hannoveranern bestand, beigegeben. Es dürfte jedem geläufig sein, daß General von Wrangel den Oberbefehl führte.

Auf Grund von Briefen eines hannoverschen Dragoners namens Hermann Spöring aus dem Wesermarschfeldens Stedebergen bei Verden, der den Kronprinz-Dragonern (4. Regt., 4. Schwadron) angehörte und den Feldzug in dem jetzt abgetretenen Gebiete Schlesiens verbrachte, können wir uns ein Bild von der Stimmung der Bewohner Nordschlesiens und der seelischen Verfassung der Kriegsteilnehmer machen.

General Wrangel besiegte die Dänen am Danewerk bei Schleswig und Deventer, besetzte Nordschleswig und nahm am 2. Mai 1848 die Festung Fredericia. Von da ab an erfolgten nur noch unbedeutende Scharmützel. Am 26. August wurde der Waffenstillstand von Malmö auf sieben Monate geschlossen. Nach seinem Ablauf begannen wieder die Feindseligkeiten.

Der erste Brief, den wir von dem Dragoner Spöring besitzen, ist aus Fischbeck, den 25. Juni 1848 datiert; darin schildert er einen Patrouillenritt und sagt über die Auswirkungen des Krieges: „An manchen Stellen sieht es traurig aus. Da sind manche Häuser, wo sie alle herausgelaufen sind und alles verlassen haben. Ich ritt auf einen Hof. Da bestanden noch Hunde. Wir sagten uns, da sind noch Leute drin. In dem ganzen Dorfe waren sonst keine zu finden. Ich ritt hinauf, um zu untersuchen. Ich klopfte an. Aber niemand erschien. Ich machte die Tür auf und schaute hinein. Keiner war zu finden. Mehrere Fenster waren eingeschlagen, aus

denen man herausgeschossen hat. Es ist traurig anzusehen, wie das Korn so zertreten ist.“ Zweifellos werden diese Bilder bei dem jungen Marschbewohner einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen haben. Sehr bezeichnend sind seine Ausführungen, die er über die dänische Hezpolitik niedergelegt hat. Wiederholt mußte er feststellen: „... die Leute sind so hange vor uns. Der Däne hat zu ihnen gesagt, wenn der Deutsche käme, so brächte er alles ums Leben“. Von den Deutschen Nordschlesiens sagt er: „Wer von den Einwohnern deutsch verstehen kann, der weiß gar nicht, wie gut er uns behandeln soll.“ Der nächste Brief stammt aus H a s t r u p auf der Insel Fünen vom 5. Juli 1848. Spöring bemerkt, daß der Däne seine gesamte Macht an der jütländischen Grenze zusammengezogen habe und der Feind die Absicht hatte mit 40 000 Mann am 28. Juni die deutschen Truppen anzugreifen. Die Hannoveraner wurden bei Sonderburg von Mecklenburgern abgelöst und zum Vormarsch abkommandiert. In seiner anschaulichen Weise schildert der von einem tiefem Gemüt besetzte Dragoner in folgendem Stimmungsbild die militärischen Operationen: „Den 29. Juni ging es auf den Feind los. Wir marschierten den ganzen Tag, kamen aber nicht mit ihm zusammen. Also mußten wir uns am Abend lagern. Die ganze Armee mußte liegen. Es hatte den ganzen Tag geregnet und die Nacht auch noch. Es wurde Feuer gemacht, Pfähle wurden eingeschlagen und die Pferde dran angebunden. Wir schnallten unsere Säbel ab und stachen sie vor uns in die Erde. Der Helm wurde drauf gehängt. Dann wurden die Pferde gefüttert, und wie wir damit fertig waren, wurden Anstalten gemacht zum Essenkochen. An eingegrabenen Pfählen wurden die Feldkessel aufgehängt. Dann kochten wir uns eine Reissuppe, daß es eine Lust war. Für die Offiziere wurde eine kleine Hütte gebaut. Da lagen sie und aßen mit uns.

Wie wir gegessen hatten, wurde noch eine Patrouille weggeschickt, um zu erfahren, wo der Feind sich eigentlich aufhielt. Sie kam bald wieder zurück und brachte die Meldung, daß der Feind eine Stunde von uns entfernt sei. Die Jäger hatten den Vorposten. Dahinter lagen wir. Oh! Ihr könnt Euch gar nicht denken, wie das schauerlich anzusehen war. Das Feuer brannte allerwärts. Die Pferde wieherten. Das war ein Lärm! Ein jeder harrete auf den morgenden Tag, der ein blutiger werden sollte. Ein jeder übte sich, wie er den Feind am besten anfassen wollte.

Den 30. Juni fünf Uhr gings los. Unsere Schwadron traf das Los, als Avantgarde vorzugehen. Das heißt, wir sollten

erforschen, wo der Feind seine Stellung habe. Da waren wir in einer gefährlichen Lage; denn wie leicht hätte sich der Feind im Gehölz versteckt halten und uns vom Pferde schießen können, ehe wir ihn erblickten. Doch er mußte aufgesucht werden, und welche mußten die ersten sein. Rengstorf und ich sagten zueinander, daß, wenn einer erschossen werde, der andere ihm seine Uhr und sein Geld abnehmen und zusehen solle, wie es mit ihm werde. So könnte derjenige, der glücklich nach Hause käme, sagen: „Das habe ich gesehen.“ Aber ich denke, für uns ist keine Kugel gegossen.

Wir marschierten den ganzen Tag, kriegten aber keine Dänen zu sehen. Vier zurückgebliebene Gefangene sagten uns, daß die Dänen nachts um ein Uhr angefangen wären, zu retririeren. Das wäre in solcher Eile geschehen, daß der eine vor dem anderen kaum wegkommen konnte. Also war unsere Freude, ihn mal zu packen, wieder vergebens. Wir wollten gerne eine Schlacht liefern, denn ein jeder wünschte, daß es bald vorbei wäre. Wer dann gesund bleibt, hat Ehre davon. Wer stirbt, der stirbt im Felde selig. Aber die hängen Gäste halten so lange nicht aus. Wenn sie von uns den Kopf sehen, so fliehen sie gleich aufs Wasser. Das haben sie auch dieses Mal getan . . .“

Damit bricht der Briefwechsel für das Jahr 1848 ab. Wie schon erwähnt kam am 28. August 1848 der siebenmonatige Waffenstillstand von Malmö zustande. Nach dessen Ablauf wurden am 3. April 1849 die Feindseligkeiten wieder aufgenommen. Für die Zeit der Gefechtsruhe besitzen wir keine Briefe.

Der neue Feldzug begann mit glänzenden Waffentaten auf deutscher Seite. Am 6. April siegten die hannoverschen Truppen bei Alderup, am 13. wurden die Düppeler Schanzen erstickt, am 20. wurde die Stadt Kolding eingenommen und am 7. Mai ein glänzender Sieg bei Gudö errungen. Mit einer ungeschickten Operation der Preußen in der Nacht zum 6. Juli bei Fredericia wurde der sonst siegreiche Feldzug beendet. Am 10. Juli wurde ein Waffenstillstand geschlossen, womit der Krieg ein vorläufiges Ende fand.

Die erste Aufzeichnung während des Krieges 1849 stammt aus Stedebergen. Es handelt sich um einen Brief, den der Hofbesitzer Spöring an seinen Sohn nach Schleswig geschrieben hat. Einleitend wünscht er, daß sein Sohn bald nach Hause zurückkehren möge. „Dem Könige von Hannover“, so schreibt er, „ist dieser Krieg ganz verhaßt, was man in den Zeitungen lesen kann. Er will, was in seinen Kräften steht, machen, daß dieser Krieg so bald als möglich aufhört.“ Er kommt dann auf die *Verdener* Verhältnisse zu sprechen und stellt fest, „daß die Domweibe lange nicht so war wie andere Jahre. Es gab viel weniger Sehenswertes. Auch nicht rechten Handel und Wandel“. Das war umso bedauernswerter, als die Ernte gegen das trostlose Jahr 1847 sehr gut stand, und man bei geordneten Verhältnissen mit einem annehmbaren Verdienst rechnen konnte. „Wir haben hier eine recht segnete Zeit“, so führt der Hofbesitzer Spöring in seinen Schilderungen fort. Du solltest in die Stedeberger Feldmark kommen, so würdest Du sagen: „Hier ist das Paradies auf Erden, in dem Adam und Eva lebten.“ Der Roggen steht so hoch, daß man nicht darüber hinwegsehen kann. Das gleiche gilt vom Weizen. Das Sommergetreide wird auch gut, da wir hier schönen Regen bekommen haben. Der Preis des Roggens steht 48 Groschen, in einigen Gegenden soll er nur 36 Groschen kosten. Man prophezeit, daß es nächstes Jahr noch besser werden soll.“ Vielfach mangelte es an landwirtschaftlichen Arbeitskräften. Einquartierungen bürdeten Lasten auf. Spöring bemängelt, daß man aus Stedebergen „die letzten Kerle herausgeholt“ habe, während man in dem benachbarten Amte Westen „nur 18 Mann“ einzog. Eine Schwadron Husaren sei bei Nienburg einquartiert worden, eine andere habe nach Osabrück müssen.

Zum Schlusse seiner Ausführungen kommt er in einer witzigen Charakteristik auf die allgemeinen politischen Verhältnisse zu sprechen, indem er an Gedankengängen eines zuletzt

geschriebenen Briefes anknüpft: „In meinem letzten Briefe sagte ich, daß es hier im Hannoverschen etwas unruhig wäre. Allein jetzt scheint sich alles wieder zu legen. Die meiste Unruhe macht das Federvieh, ich meine die Advokaten. Und warum sind sie so unruhig? Sie können jetzt keine Bauernhöfe mehr überschlucken. Sie haben jetzt Leibweh, deshalb gebärden sie sich so. Der Bauer ist jetzt im Wohlstand und der Advokat sinkt in den Bettelstand. Deshalb schreien sie: „Der König regiert nicht gut.“ Aber das ist unserem Könige zu loben, was er zusagt oder verspricht, das hält er auch. Er hat auch zugesagt, daß er so viele Freiheiten geben wolle, als er irgend könne. Aber alles, was verlangt werde, könne er nicht zugeben. Was nun daraus wird, wollen wir erfahren.

Der Wunsch des Vaters, seinen Sohn bald wieder in der Heimat zu sehen, sollte in Erfüllung gehen. Dem Waffenstillstand vom 10. Juli 1849 folgte am 2. Juli 1850 der Berliner Friede. Sofort nach dem Waffenstillstand sind wohl schon deutsche Truppen zurückgezogen worden. Ein Brief vom 4. November 1849 beweist nämlich, daß sich der Dragoner Hermann Spöring wieder in Stedebergen befindet. Dieses Schreiben hat einen Nordschleswiger namens *Claus Johansen* aus Schlobell bei Apenrade zum Verfasser, bei dem Spöring lange Zeit einquartiert war. Es stellt unter den vorhandenen Briefen das wertvollste Dokument dar. Der Wohnort Johannsens liegt in der mit dem Vertrage von Versailles abgetretenen Zone. Sein Brief bringt ein wunderbares deutsches Empfindungsleben zum Ausdruck. Man kann es deshalb auch nicht genug bedauern, daß dieses deutsche Kulturgebiet in so schöner Weise den Dänen überantwortet worden ist, worauf diese nicht den geringsten natürlichen Anspruch haben. Johannsen nennt den Dragoner Spöring seinen „lieben Freund“; „wir sprechen noch oft von Euch“, so versichert er, „und erinnern uns oft allen Späses, den wir miteinander hatten.“ In leichtem Plauderton heißt es dann weiter: „Unsere Mädchen hier in Schleswig-Holstein hängen ein bißchen mit dem Kopfe, weil die Hannoveraner und besonders die schlanken Dragoner jetzt über alle Berge sind . . .“. Er wünscht dann von Herzen den Frieden herbei. „Es wird viel darüber gesprochen“, so berichtet er, „aber man weiß nicht, was man daran glauben soll. In den Städten wie Apenrade, Londern und Glensburg liegen jetzt Schweden und Norweger. Auf dem Lande haben wir kein Militär. Wir können es auch gut entbehren“. Schließlich bittet er dann nochmals: „Gott gebe unserem Lande Ruhe und Frieden, auf daß wir den reichen Segen genießen können, den wir geerntet haben. Unsere Ernte ist sehr reichlich ausgefallen, und wie wir hören, ist es in dieser Hinsicht auch gut im Hannoverland. Ich sende auch hermit das Liedchen: „Wir winden Dir den Jungfernkranz . . .“. Nun kannst Du mit Deinen Angehörigen auf der Treppe sitzen und das Lied singen wie bei uns, wenn wirs miteinander sangen.

Nun, mein lieber Spöring, muß ich schließen. Nochmals danke ich herzlichst für Dein gutes Betragen in meinem Hause, weswegen auch meine Frau und alle in meinem Hause Dich herzlich grüßen und besonders Dein wahrer Freund

Claus Johannsen.“

Leider sollte die in diesem Briefe geäußerte Friedenshoffnung nicht in Erfüllung gehen. Mit dem Berliner Frieden vom 2. Juli 1850 blieb Schleswig-Holstein seinem Schicksal überlassen. Einige Zeit setzte es heldenhaft aber erfolglos den Kampf auf eigene Faust fort. Nach dem Londoner Pakt vom 8. Mai 1852 wurden diese Gebiete in einer so brutalen Weise schikaniert, daß ganz Europa in große Erregung darüber ausbrach. Erst durch Bismarck wurde dieser Gewalttätigkeit in den sechziger Jahren ein Ende gesetzt. Das Schicksal hat es gewollt, daß uns ein Teil dieser ferndeutschen Gebiete von neuem entrisen wurde. Aber dennoch wird der Ruf „Ungewissung ungedeckt“ aus den Herzen der Deutschen nicht ausgelöscht werden.

# Die urgeschichtliche Abteilung des Verdener Heimatbundmuseums

(Schluß)

Von Hermann Bente, stud. theol.

Die Schmiede erfreuten sich eines besonders großen Ansehens. Ihr Handwerk ist göttlichen Ursprungs. In der Sage üben es albische Zwerge, wie z. B. Mime und Regin, aus. Den Schmieden wurden übermenschliche, zauberische Kräfte zugeschrieben. Dies zeigt uns die Gestalt Wielands. Wir wundern uns vielleicht, daß Kupfer und Zinn die ersten Metalle waren, die der Mensch verarbeitete, und nicht das überall vorkommende Eisen. Aber letzteres kommt gediegen so gut wie gar nicht vor. Der überall zu findende Raseneisenstein ließ sich nur sehr schwer ausschmelzen. Nicht so schnell wie die Bronze, sondern bedeutend langsamer bürgerte sich das Eisen ein. Denn zu der schweren Bearbeitung kommt noch hinzu, daß es glanzlos und nicht so schön zu verzieren ist. Deshalb werden auch nach der eigentlichen Bronzezeit noch viele Waffen, Schmud- und Gebrauchsgegenstände aus Bronze gefertigt. Aber das Eisen hat den großen Vorteil, daß es sich schweißen läßt. In urgeschichtlicher Zeit wurde es auch nicht geschmolzen, sondern nur ausgeschmolzen und dann geschmiedet. Es war sehr weich, so daß es ungefähr unserem modernen Nieteisen entspricht. Vier eisenzeitliche Schmelzöfen wurden 1926 in Osteren 70 cm unter der Erdoberfläche gefunden, in deren weiterer Umgegend Raseneisenstein sehr häufig vorkommt. Die eine der Gruben, umgeben von rotgebranntem Ton war noch nicht entleert, sondern mit einem halbgeschmolzenen Raseneisenblock gefüllt. Der Raseneisenstein wird zunächst zerkleinert und dann mit Holzkohlen vermischt in einem kleinen Schmelzofen bis zu 700 Grad erhitzt. Die dadurch entstehende flüssige, breiartige Masse nennen wir Luppe oder Wolf. Bei dieser Erhitzung scheidet sich aus ihr die noch stark eisenhaltige Schlacke aus. Das Eisen läßt sich in erkaltetem Zustande hämmern und schweißen. Als Werkzeuge dienen hierzu Hammer, Meißel und Zange. Bei uns wird die vorchristliche Eisenzeit nach Fundplätzen im Lüneburgerischen eingeteilt in die Stufe 1. Wessensstedt (800—600 v. Chr.), 2. Jasdorf (600—300 v. Chr.) 3. Rippdorf (300—150 v. Chr.), 4. Seedorf (150—Chr.). Die eisenzeitlichen Verhältnisse bis 500 v. Chr. bezeichnen wir sonst mit Hallstadtkultur. Hallstadt ist ein Ort im Salzkammergut, wo in der Mitte des vorigen Jahrhunderts über tausend Flachgräber mit grundlegenden Geräten gefunden sind. Hierdurch konnten wir uns erst ein volles Bild von dieser Zeit machen. Die Hallstadtperiode bringt die allgemeine Verwendung des Eisens zu Waffen. Große Schwerter mit breiter oder auch geschweifeter Klinge sind „Mode“. Doch für Schmuckgegenstände bleibt nach wie vor die Bronze das Hauptmetall. Die folgende, auf der Hallstadtkultur aufbauende Stufe ist die Latèneperiode, die ihren Namen nach der Fundstelle, einer Untiefe im Neuenburger See, führt. An den Fibeln sind die verschiedenen Perioden der Latènezeit hauptsächlich zu erkennen. Anfangs ist der Bügel noch stark gewölbt und sein Ende zum Rücken nur wenig aufgebogen. Dann wird er flacher und sein Ende kehrt ungefähr bis zur Mitte zurück. Schließlich läuft der Bügel der Nadel fast parallel und sein Ende kehrt den Weg beinahe noch einmal zurück. Die Latènezeit, die meistens bis Christi Geburt gerechnet wird, aber noch bedeutend weiter ihren Einfluß gezeigt hat, wird von der „Römischen Kaiserzeit“ abgelöst. Aus der Frühperiode dieser Stufe stammt das oben beschriebene Bruchstück einer Tutulus- oder Scheibensfibel, welche zusammen mit zwei Eisenstücken gefunden wurde. Sonst ist die Sammlung an Eisengegenständen arm. Es befinden sich in ihr nur eine Gewandnadel, eine Pfeilspitze und drei germanische Lanzenspitzen, die wunderbarerweise gut erhalten sind. Im allgemeinen wurden, wie schon oben erwähnt, die Eisensachen vom Rost zerfressen oder doch zum wenigsten unkenntlich gemacht. Die Hauptrolle spielt in dieser Zeit die Keramik. Eisenzeitliche Urnen von teilweise wunderschönen Formen birgt das Museum. Die Form ist ganz bestimmt, sie geht auf das Doppelkegelförmige zurück. Ober- und Unterfläche sind zum Boden und zur Öffnung hin abgeflacht. In der Steinzeit waren sie unten spitz, also ohne Standfläche und mußten in den Boden gesteckt werden oder mit Tiersehnen an den Henkeln, die auch das Tragen erleichterten, aufgehängt werden. Die urgeschichtlichen Tonscherben sind immer durch Granit- oder andere Körner

im Ton zu erkennen. Wie Fachleute erklärt haben, sind diese absichtlich der Masse beigemischt worden, weil dadurch die Festigkeit erhöht wird. Mit Recht weist C. Schuchardt darauf hin, daß aus der Keramik am besten die Zeiterhältnisse erkannt werden können. Jederzeit machten sich die Leute ihre Gefäße selber. „In diesem Alltagsgerät drücken sie ihre Eigenart unverhohlen aus“. Das Töpfergewerbe lag von jeher in den Händen der Frau. Doch wie mag die Erfindung der Tongefäße überhaupt vor sich gegangen sein? Ursprünglich waren die Behälter sicher aus Weidenruten geflochten. Diese hatten zwar den Vorteil, daß sie sehr leicht fortgeschafft werden konnten. Aber sie hielten nicht dicht und waren deshalb zur Aufnahme von Flüssigkeiten ungeeignet. Daher wurden sie von dem Feuer allzu nahe, so verbrannte das äußere Geflecht und innen mit Lehm oder Ton verstrichen. Kam nun das Gefäß die durch die Hitze gehärtete Tonwand blieb bestehen. Eine große Erfindung war der Welt geschenkt! Die hieran anknüpfende Herstellung von Töpfen geschah in urgeschichtlicher Zeit zum größten Teile ohne die moderne Töpferscheibe. Kleine Gefäße waren auch ja leicht in der Hand zu formen, aber bei größeren war das schon schwieriger. Die Töpferin mußte mehrere „Tonwülste“ oder „-streifen“ kneten, aus denen sie dann das Gefäß aufbaute. Die dadurch entstehenden Fugen lassen sich selten ganz beseitigen. Deswegen zerfällt der Topf beim Zerbrechen meistens wieder in seine ursprünglichen Teile. Nachdem der Ton lederhart getrocknet ist, werden die Verzierungen eingeritzt. Dann wurde der Topf gebrannt. Dies geschah anfangs an den überall vorhandenen Herdfeuern, oder es wurde um das Gefäß herum, vielleicht auch noch im Innern ein Feuer angezündet. Einen gewaltigen Fortschritt bedeutet es, wie das versehen wurde, angelegt wurde, um die Hitze besser zusammenzuhalten. Der Brenngrad bei den urgeschichtlichen Gefäßen von Feuer in einer kleinen Grube, die später noch mit einer Haube schwarzbrauner oder graubrauner Farbe beträgt 400 Grad. Die Form weist daraufhin, daß die Vermutung über den Ursprung der Töpferei nicht aus der Luft gegriffen ist. Die urgeschichtlichen Urnen und Töpfe zeigen die Gestalt eines Flechtkorbes oder eines Kürbisses. Die ersten Verzierungen in der Steinzeit wurden mit dem Fingernagel oder einem Stab in den getrockneten Ton eingestochen. Daher die Bezeichnung Tiefstichkeramik. Ebenso wie die Form ist auch die Verzierungsart der Tiefstichkeramik aus der Flechttechnik abzuleiten. Eine andere Art ist die sogenannte Spiralmäanderkeramik, die aus in Winkeln und Spiralmäandern eingeritzten Bändern besteht. In der Bronzezeit fehlen die Verzierungen fast ganz. Die Form ist sehr einfach. Anfangs ist auch diese Zeit ebenso wie das vorhergehende Neolithikum noch arm an keramischen Erzeugnissen. Das zahlreichere Auftreten der Urnen beginnt erst in den späteren Abschnitten, nachdem der Leichenbrand allgemeiner geworden ist. Bemerkenswert sind in unserer Heimat die Urnen vom Harpstedter Typ. Es sind dies gerauchte Gefäße aus der letzten Bronze- und frühen Eisenzeit, die nur hier in der Bremer Gegend vorkommen. In der Wessensstedt-Periode sind die Urnen noch den bronzezeitlichen ähnlich. Es tritt nur eine leichte Schweifung am Hals ein. Bei den Jasdorf-Gefäßen legt sich der Rand weiter um, und es macht sich ein abgesetzter Hals bemerkbar. Aber allmählich tritt der scharfe Abfall des Halses zurück. Die letzte Form leitet zur Rippdorf-Stufe über, in der häufig die Gefäße mit Graphit und Ruß gefärbt wurden. Aus dieser Zeit fanden wir eine Urne bei Osteren, Kreis Verden. Der sie umgebende Sand war rot gefärbt. Durch die Feuchtigkeit hat sich also die Farbe vom Gefäß nicht geborgen werden, da der Ton zu mürbe war. In der folgenden Seedorf-Periode fehlt der Hals ganz, die Urne läuft nach unten spitz zu, und unter dem Henkel befindet sich ein sogenannter Gänsefuß. Eine ganze Reihe eisenzeitlicher Urnen werden in unserem Museum aufbewahrt, von teilweise sehr schönen symmetrischen Formen. Interessant ist ein kleines Beigefäß mit Deckel. Gefäß und Deckel sind beide durchlöchert und wurden durch eine Tiersehne miteinander verbunden. Sie dienten zur Aufnahme von Speise und Trank für den Toten.

Andere aus Ton hergestellte Gegenstände sind die beiden „Fischnekken“. Doch soviel ich festgestellt habe, sind es Webegewichte. Denn wären diese „Tonkegel“ als Nektken gebraucht worden, so müßten sie Abnutzungsspuren zeigen. Sie würden durch das Mitziehen auf dem Boden und durch das Liegen im Wasser abgegliffen sein. Doch davon ist nicht das geringste zu sehen. Deswegen dürfte meine Vermutung, daß es sich hier um Webegewichte handelt, richtig sein.

Weben und Spinnen waren nämlich in der Urzeit nicht unbekannt. Die Wolle lieferten die anspruchslosen Schafe. Mit Hilfe der heute noch oft zu findenden Spinwirtel wurde der Faden „gesponnen“. Diese Wirtel haben eine kreisrunde Form und sind in der Mitte mit einem Loch versehen, durch das ein Holzstab gesteckt wurde. Einige dem Museum geschenkte Spinwirtel stammen von der eisenzeitlichen Siedlung aus Hohenaverbergen, die der Finder, Lehrer Holste, eine „für unser Heimatgebiet kulturhistorisch bedeutende Stätte“ nennt. In der Kohlschicht der Feuerplätze lagen neben Scherben auch drei Reste eines Siebes. Ein Tongefäß hat im Boden drei Löcher. Es diente vielleicht als Käseform. Außer aus den Spinwirteln läßt sich die Webetätigkeit des Eisenzeitmenschen nicht nachweisen, da etwa vorhanden gewesene Gewandstücke durch die jahrhundertlange Lagerung vernichtet wurden. Besser hat da das Moor die Gegenstände erhalten. So konnte im Mai 1925 ein Tuch von der Größe 2,50 m mal 1,70 m im Verdener Moor 1,70 m unter der Erdoberfläche geborgen werden. Die Farbe ist durch die lange Einwirkung des Moorwassers braun. „Nach der Bindung, dem Einzug und Schußwechsel sowie nach der Beschaffenheit des Garns zu urteilen“, nimmt H. J. Niehoff-Halle, der die Ergebnisse seiner eingehenden Untersuchung in den „Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte“ veröffentlicht hat, ein Alter von 1500—1600 Jahren an. Dies stimmt ungefähr mit der Zahl überein, die uns die Lagerungstiefe des Tuches gibt. Wie nämlich die Moorversuchsstation Bremen festgestellt hat, können 10 cm ausgetrocknetes Moor bei uns gleich 100 Jahre Wachstum gesetzt werden. Danach ist also das Tuch vor 1700 Jahren ins Moor gelegt worden. Es wurde im jüngeren Bleichmoostorf gefunden, der sich nach 800 v. Chr. bildete. Das Moor gibt uns ferner wichtige Aufschlüsse über das Klima und die Pflanzenwelt der urgeschichtlichen Zeiten. Es enthält nämlich nicht nur die wohl erhaltenen Reste der Pflanzen, die auf ihm selbst wuchsen, sondern auch — vom Wind herbeigetragen — den Blütenstaub all' der Bäume, die in seiner näheren und weiteren Umgebung vorkamen. Aus dem Vorhandensein oder Fehlen und aus der relativen Häufigkeit der einzelnen Pollenarten können wir auf das Mischungsverhältnis der einzelnen Baumarten schließen. Die Hochmoore entwickeln sich um ungefähr 8000 v. Chr. infolge der großen Niederschläge dort, wo der Boden undurchlässig ist und das Regenwasser sich ansammelt. Die Gattung der Torfmoose siedelt sich an und gedeiht außerordentlich gut. Die Moospolster schieben sich allmählich in die Höhe. Sie nehmen zu an Umfang, umwuchern die anderen Pflanzen und verschmelzen so miteinander. Was nicht Schritt mit ihnen halten kann, wird überwachsen und erstickt. Die Bäume gehen zu Grunde, zuletzt werden die Moorkiefer und Moorbirke zum Absterben gebracht. In der Zeit von 6000—3000 v. Chr. entsteht aus den versumpften Wäldern der „schwarze Torf“, wie Wurzelreste beweisen. Aber allmählich werden die Niederschläge weniger in der Zeit von 6000—5000 v. Chr. und in der Zeit von 2000 bis 800 v. Chr. steigt die Wärme so, daß das weitere Wachsen der Moore unterbrochen wird. Um 800 v. Chr. tritt ein Klimasturz ein, der den jüngeren Bleichmoortorf entstehen läßt. Doch zwischen dem schwarzen und weißen Torf liegt eine dünne Schicht, die Grenzhorizontschicht, die um 800 v. Chr. sich aus abgestorbenen und zeretzten Pflanzen bildete. Ueber diesem Grenzhorizont wurde das zusammengeschaltete Tuch gefunden. Vielleicht wird in der Nähe der Fundstelle noch einmal eine dazugehörige Moorleiche ausgegraben, wie 1903 bei Armsen: Der unbekleidete männl. Leichnam war noch gut erhalten. Die rotbraun gefärbten Haare hatten sich vom Kopf gelöst und waren mit dem Torf verwachsen. Neben den Armen und Beinen lagen Weidenruten, mit denen der Tote gefesselt worden war, bevor er ins Moor geworfen wurde: Ein stummer Zeuge harter, germanischer Rechtspflege. Bei Tacitus erfahren wir näheres darüber: „Feigheit, Fahnenflucht und widernatürliche Anzucht wird bestraft, in dem man den Schuldigen mit übergeworfenem Flechtwerk in Morast und Sumpf versenkt“. Eine echt germa-

nische Handlungsweise, die keinen ehrlosen Mann in den Reihen des Stammes duldet!

Und das soll das wilde und kulturlose Volk sein, von dem Adeligung in der „Ältesten Geschichte der Deutschen“ schreibt: „Der Germane ist das Raubtier, das schläft, wenn es nicht jagt oder frißt“? Nein, unsere Vorfahren waren schon vor der „römischen“ Zeit keine wilden, kulturlosen Barbaren mehr. Die Urgeschichte hat den Beweis erbracht, daß das Schlagwort „Ex oriente lux“ falsch ist. Die Errungenschaften der jüngeren Steinzeit sind nicht vom Orient her längs der Donau nach Nordeuropa gelangt, sondern haben sich hier bodenkständig ohne fremden Einfluß entwickelt. Die riesigen Grabdenkmäler geben uns einen Einblick in das Geistesleben der neolithischen Bewohner unserer Heimat. Die äußerst sauber und symmetrisch geschlagenen Steinwerkzeuge zeigen uns ihre hohe Kunstfertigkeit. Wie die Ergebnisse der Jagd zum Lebensunterhalt nicht mehr ausreichen, entstehen Ackerbau und Viehzucht. Das erste, alles umstürzende Metall, die Bronze, kommt auf. Herrliche Waffen und Schmuckgegenstände zeugen von der außerordentlichen Kulturhöhe dieser Zeit. Ein Volk, das solche Bronzesachen gießen und geschmackvoll verzieren konnte, muß in seiner Kultur schon weit fortgeschritten sein. „Ein hellenistischer Bronzegießer aus der besten klassischen Zeit hätte sich ihrer nicht zu schämen brauchen.“ (Montelius). Ich erinnere da nur an die wunderbaren Luren, die staunenswerten Bronzeblashörner, denen das klassische Altertum nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen vermag. In der folgenden Eisenzeit kam die Töpferei zu hoher Blüte. Wenn auch in dieser urgeschichtlichen Periode die Kunst teilweise nicht so hervorragend ist wie die der Bronzezeit, so ist der Grund wohl in dem um 360 v. Chr. eintretenden Klimasturz zu suchen, der hemmend auf die Entwicklung der Menschen einwirkte. Jahrhundertlang war das nordische Altertum vor allen Dingen das germanische, in tiefes Dunkel gehüllt. Wir bedurften erst einer Demütigung und Verflawung durch eine fremde Macht, bis wir uns auf unser Land und seine Urbewohner zurückbesannen. So entwickelte sich im 2. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die Urgeschichtsforschung, um den Deutschen aus diesen Quellen neue Kraft zum Kampf um die teure Heimt zu geben. Wieder halten wie damals auch heute schwere Sklavenketten unser Vaterland gefesselt. Ueberall sind zersetzende Kräfte am Werke, uns zu entnationalisieren, uns unsere völkische Eigenart zu nehmen. Aber dagegen müssen wir uns mit aller Macht wehren. Wir sind es unseren Vätern schuldig, daß wir ihr Erbe mutig antreten und tapfer verteidigen, um es immer wieder neu zu erwerben: „Was du ererbst von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ Deswegen ist es freudig zu begrüßen, daß der Verdener Heimatbund seinem Museum auch eine urgeschichtliche Abteilung angegliedert hat. Wohl wären mehrere Verbesserungen sehr erwünscht, aber es bedeutet schon einen gewaltigen Fortschritt in der Erforschung unserer engeren Heimat gegenüber früheren Zeiten. Wir Menschen des 20. Jahrhunderts sind so außerordentlich stolz auf all' die modernen Errungenschaften unserer Kultur und Zivilisation und sollten doch recht bescheiden werden, wenn wir ihrer Entwicklung bis in die fernsten Zeiten nachspüren. Wir sehen dann mit Staunen und Ehrfurcht, daß die überwältigende Mehrheit aller Grundlagen, sei es für Technik, Kunst oder andere Gebiete in Zeiten geschaffen wurden, die man lange als barbarische und heidnische gering einschätzte, und die uns die Urgeschichte erst in ihrer vollen Bedeutung erschloß. Wo vermeintlich tiefste Wildnis, Verlassenheit und Einsamkeit zu herrschen schien, da sprühte volles Menschenleben im harten Kampf um sein Dasein. Dieses Wissen muß die Liebe zur Heimat höher schlagen lassen. Jeder Deutsche hat das Recht und die Pflicht mitzuhelfen, die graue Urzeit seines Vaterlandes aufzuhellen. In der Heimatforschung gibt es noch äußerst viel zu tun, und jeder kann sich hierbei nützlich machen. Die Zukunft wird uns hoffentlich noch viel Neues bescheren. Wir sollen deshalb nicht untätig sein und uns mit dem Wenigen zufrieden geben, was erreicht ist, sondern müssen weiterstreben, noch viel Tieferes zu ergünden, aus Liebe zur Heimat und zur Ehre unseres großen deutschen Vaterlandes! Jacob Grimm spricht dieses Streben in den schlichten und doch so ergreifenden Worten aus:

„Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht und sein Altertum viel zu niedrig gestellt werden, wollte ich mein Vaterland erheben.“